

ULRICH KITTSTEIN

Ökonomie und Individuum in Gottfried Kellers Romanen

I

Gefühlsausbrüche und sentimentale Reden sind im Hause Lee nicht üblich, und so bringt Elisabeth Lee, als ihr Sohn Heinrich die Heimat verlässt, um sich in Deutschland weiter zum Maler auszubilden, nur »schüchtern und abgebrochen« noch einige Ermahnungen vor, die ihr am Herzen liegen. Sie betreffen teils religiöse, teils ökonomische Verhaltensmaßregeln, wobei die ersteren vorangehen, die letzteren aber breiteren Raum einnehmen:

[...] mach', daß Du bald etwas lernst und endlich selbstständig werdest; denn Du weißt genau, wieviel Du noch zu verbrauchen hast und daß ich Dir nachher nichts mehr werde schicken können, das heißt, wenn es Dir übel ergehen sollte, so schreibe mir ja, so lange Du weißt, daß ich selbst noch einen Pfennig besitze, ich könnte es doch nicht ertragen, dich im Elend zu wissen. (11, S. 27)¹

Die hier aufgeworfene Frage nach der wirtschaftlichen Selbstständigkeit des Helden, die mit seiner Etablierung als vollgültiges Mitglied der bürgerlichen Gesellschaft identisch wäre, zieht sich als ein zentrales Thema durch den gesamten Roman »Der grüne Heinrich«. Zwar weist Gerhard Kaiser zu Recht darauf hin, dass dieses Werk kein »Funktions-

1 Kellers Romane werden unter der Angabe von Band und Seitenzahl zitiert nach: Gottfried Keller, Sämtliche Werke. Historisch-Kritische Ausgabe, hrsg. unter der Leitung von Walter Morgenthaler im Auftrag der Stiftung Historisch-Kritische Gottfried Keller-Ausgabe, Basel und Frankfurt am Main 1998 ff., hier: Bd. 11 und 12: Der grüne Heinrich 1854/55. Erster und zweiter Band; Dritter und vierter Band, jeweils hrsg. von Karl Grob, Walter Morgenthaler, Peter Stocker und Thomas Binder, 2005.

bild der kapitalistischen Arbeitswelt« liefert,² weil ökonomische Verflechtungen und Gesetzmäßigkeiten nur in Ausschnitten sichtbar gemacht, aber nicht in ihrer Gesamtheit systematisch geschildert werden. Umso mehr hat Kellers Roman jedoch über das Verhältnis zwischen der ökonomischen Ordnung und dem Individuum, zwischen wirtschaftlichen Zwängen und menschlicher Psyche zu sagen, denn der Entwicklungsgang des jungen Heinrich Lee mit all seinen Wendungen und Krisen und den vielfältigen Erfahrungen des Scheiterns, die er mit sich bringt, ist aufs engste mit der Sphäre der Ökonomie verknüpft.

Um solche Bezüge analysieren zu können, greifen die folgenden Ausführungen auf die von Norbert Elias entwickelte Zivilisationstheorie zurück, die den Wechselwirkungen von Sozio- und Psychogenese nachgeht, also den gesamtgesellschaftlichen Strukturwandel in seiner Relation zur Umformung des psychischen Habitus der betroffenen Menschen betrachtet. In seinem Hauptwerk ›Über den Prozeß der Zivilisation‹ rekonstruiert Elias den abendländischen Zivilisationsprozess seit dem Mittelalter, wobei er die zunehmende Ausdifferenzierung gesellschaftlicher Funktionen und die wachsende Komplexität der sozialen Verflechtungsordnung mit einer fortschreitenden Umwandlung von Fremdzwängen in verinnerlichte Selbstzwänge in Verbindung bringt. Eine sich mehr und mehr festigende Selbstzwang-Apparatur – in der Terminologie der Psychoanalyse: ein stabileres Über-Ich – übernimmt jene umfassende, weitgehend automatische Steuerung des menschlichen Verhaltens, die das Leben in Figurationen mit langen und dichten Abhängigkeitsketten erfordert. Im Zuge dieses Prozesses scheiden sich Bewusstes und Unbewusstes immer stärker voneinander, die Verdrängungsschranken werden höher, die Rationalität des Denkens wächst und mit ihr die ›Langsicht‹, die zur Vorausberechnung von Handlungsfolgen befähigt und zur Orientierung in einer schwer überschaubaren Lebenswelt unabdingbar ist.³

Die von Elias vorgelegten materialen Untersuchungen konzentrieren sich auf die französische Adelsgesellschaft des absolutistischen

2 Gerhard Kaiser, Gottfried Keller. Das gedichtete Leben, Frankfurt am Main 1981, S. 219.

3 Die Grundzüge der Theorie erläutert Elias in der ›Zusammenfassung‹ seiner Studie: Norbert Elias, Über den Prozeß der Zivilisation. Soziogenetische und psychogenetische Untersuchungen, Bd. 2, Frankfurt am Main 201997, S. 323–465.

Zeitalters und auf die Herausbildung spezifisch höfischer Verhaltensstandards sowie der entsprechenden Form von Rationalität. Elias betont zwar die Bedeutung, die der Konkurrenz zwischen adligen und bürgerlichen Gruppen im absolutistischen Staat zukam, doch der sich seit dem 18. Jahrhundert vollziehende Aufstieg des Bürgertums zur gesellschaftlich dominierenden und schließlich auch politisch herrschenden Schicht liegt schon jenseits seines Untersuchungszeitraums. Nur vergleichsweise flüchtig berühren seine Arbeiten daher auch jene ökonomischen Strukturen, Zwänge und Abhängigkeiten, die der modernen bürgerlichen Gesellschaft ihr Gepräge geben. Indes spricht nichts dagegen, auch diesen Bereich mit den Kategorien der Zivilisationstheorie zu analysieren, die wirtschaftlichen Verflechtungen somit als einen wesentlichen Aspekt der gesellschaftlichen Differenzierung im bürgerlichen Zeitalter aufzufassen und nach ihren Auswirkungen auf der Ebene der Psychogenese zu fragen.

Will man sich derartige Überlegungen für die Literaturwissenschaft zunutze machen, so sind am ehesten erzählende Texte heranzuziehen, die das Beziehungsgefüge von wirtschaftlichem Wandel, gesellschaftlichen Strukturveränderungen und psychischer Formung fiktional gestalten. Der Entwicklungs- oder Bildungsroman, der seit seinen Anfängen in der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts zu den wichtigsten Reflexionsmedien einer genuin bürgerlichen Literatur zählt, drängt sich hier geradezu auf, weil er *individuelle* Zivilisationsprozesse entwirft, indem er verfolgt, ob und wie sich ein Heranwachsender die gültigen Denk- und Verhaltensmuster – die zivilisierten Standards – aneignet, um am Ende seinen Platz in der bürgerlichen Welt einnehmen zu können. Jene »bestehende Ordnung und Prosa der Wirklichkeit«, der sich nach Hegels bekannter Formulierung der jugendliche Protagonist eines Entwicklungsromans gegenüber sieht und mit der er seine »subjektiven Wünsche und Forderungen« konfrontieren muss,⁴ manifestiert sich eben nicht zuletzt in Gestalt der jeweils herrschenden ökonomischen Verhältnisse mit ihren eigentümlichen Regeln und Anforderungen. Die Verknüpfung von Ökonomie und individuellem Werdegang stellt bei der Erforschung fiktionaler Entwicklungsgeschichten seit Karl

4 Georg Wilhelm Friedrich Hegel, *Sämtliche Werke*. Jubiläumsausgabe, Bd. 13: *Vorlesungen über die Ästhetik*. Zweiter Band, hrsg. von Hermann Glockner, Stuttgart 1953, S. 216.

Philipp Moritz und Goethe ein äußerst ergiebiges Untersuchungsfeld dar, dem bisher – zumal in übergreifenden Zusammenhängen – entschieden zu wenig Aufmerksamkeit zuteilgeworden ist.⁵

Dieses Feld ausgiebig und, wie es die Anlehnung an die Zivilisationstheorie nahe legt, in weitgespannter diachroner Perspektive zu behandeln, würde sehr viel Platz erfordern. Im Folgenden wird deshalb mit den Romanen Gottfried Kellers nur ein relativ schmaler Ausschnitt ins Auge gefasst. Der Schwerpunkt liegt dabei auf dem ›Grünen Heinrich‹ – und zwar auf der ersten Fassung von 1854/55 –, in einem letzten Schritt wird ergänzend der späte ›Martin Salander‹ hinzugezogen. Kellers Romanwerk ist, wie sich zeigen wird, in besonderem Maße geeignet für den Ansatz, unter zivilisationstheoretischem Blickwinkel den psychogenetischen Effekten der bürgerlichen Ökonomie nachzuspüren, so dass dessen Fruchtbarkeit trotz des begrenzten Fokus hinreichend deutlich zutage treten sollte.⁶

- 5 Bemerkenswerterweise sind es Autoren unterschiedlichster weltanschaulicher Ausrichtung, die der wirtschaftlichen Sphäre einen herausragenden Einfluss auf die psychischen Entwicklungsprozesse von Romanhelden zuschreiben, so beispielsweise Jeremias Gotthelf und Friedrich Spielhagen. Im 20. Jahrhundert spannt sich der Bogen einschlägiger Texte von Thomas Manns ›Königliche Hoheit‹ bis zu gewissen Spielarten des neueren Wirtschaftsromans, die das Entwicklungsschema aufgreifen.
- 6 Als Forschungsbeiträge, die sich generell mit dem vielschichtigen Bild der Wirtschaft, des Tauschs und des Geldes im ›Grünen Heinrich‹ befassen, sind vor allem folgende zu nennen: Fritz Breithaupt, *Der reine und der unreine Markt. Pathologien ökonomischer Individualität in Kellers ›Der Grüne Heinrich‹*, in: *Markt. Literarisch*, hrsg. von Thomas Wegmann. Bern u. a. 2005 (= *Publikationen zur Zeitschrift für Germanistik* 12), S. 99–114; Jochen Hörisch, *Gott, Geld und Glück. Zur Logik der Liebe in den Bildungsromanen Goethes, Kellers und Thomas Manns*, Frankfurt am Main 1983, S. 116–179; Adolf Muschg, *Gottfried Keller*, München 1977, S. 143–186; Christian Stotz, *Das Motiv des Geldes in der Prosa Gottfried Kellers*, Frankfurt am Main u. a. 1998 (= *Europäische Hochschulschriften I/1684*), S. 13–108. Neuerdings hat zudem Karolina Brock eine einschlägige Monographie vorgelegt, die auf breiter Materialbasis den zeitgenössischen Ökonomie-Diskurs nachzeichnet und vor diesem Hintergrund ausgewählte Partien des Romans interpretiert; K. B., *Kunst der Ökonomie. Die Beobachtung der Wirtschaft in G. Kellers Roman ›Der grüne Heinrich‹*, Frankfurt am Main 2008 (= *Bochumer Schriften zur deutschen Literatur* 66). Das Verhältnis von Ökonomie und Individuum bekommt Brock freilich nicht recht in den Griff. Gerade hier kann die Zivilisationstheorie ihren Wert unter Beweis stellen.

II

Eine wichtige Erzählerreflexion im ›Grünen Heinrich‹, in der man allerdings eher den realen Autor Gottfried Keller als den fiktiven Ich-Erzähler Heinrich Lee zu hören glaubt, bezeichnet die Kindheit als »Vorspiel«, das bereits alle »Hauptzüge« des menschlichen Lebens erkennen lasse (11, S. 216). Dies gilt nicht zuletzt für Heinrichs problematisches Verhältnis zum ökonomischen Denken und Handeln, das seine Wurzeln in der Tat in den Kindheits- und Jugendjahren des Helden hat. Die Bedeutung der Familienkonstellation im Hause Lee für Heinrichs Sozialisationsschicksal – der frühe Tod des Vaters zwingt die Mutter, die Erziehung des Kindes alleine zu schultern – ist nicht zu übersehen und in der Forschung auch gebührend gewürdigt worden. Kellers Roman skizziert in diesem Zusammenhang eine Rollenverteilung, die mit den klassischen bürgerlichen Geschlechterstereotypen übereinstimmt: Heinrichs Vater, der buchstäblich mitten im Leben stand, hätte dem Heranwachsenden den Zugang zum öffentlichen Wirken, zur systematischen Ausbildung und zur Berufstätigkeit vermitteln und dabei, gewissermaßen als Repräsentant des bürgerlichen Realitätsprinzips, gegenüber dem Sohn die lebensweltlichen Zwänge vertreten und zu ihrer Verinnerlichung anleiten sollen. Die alleinerziehende Mutter, den Konventionen gemäß auf die private Sphäre von Haus und Familie beschränkt, sieht sich in ihrer »weibliche[n] Unkenntniß der Welt« (11, S. 176) außerstande, diese Aufgaben zu übernehmen, und kann infolgedessen nicht verhindern, dass Heinrich sich mit Vorliebe in den Schutzraum seiner regen Phantasie zurückzieht und den Anforderungen der sozialen Realität ausweicht, womit er zugleich die gesellschaftlich erwartete und geforderte Selbstdisziplinierung verweigert. Dass sich diese fundamentale Sozialisationsproblematik auch auf dem Gebiet der Ökonomie niederschlägt, deuten schon jene Überlegungen Elisabeth Lees an, die unmittelbar auf ihren eingangs zitierten Appell an den abreisenden Sohn folgen: »diese Ermahnungen zu ertheilen, dazu gehört eigentlich ein Vater, eine Frau kann solche Dinge nicht auf die rechte Weise sagen« (11, S. 27).

Die Witwe Lee, deren ganzes Vermögen in einem Haus mit zahlreichen Wohnungen besteht, lebt ausschließlich vom regelmäßig einlaufenden Mietzins der Hausgenossen und hat deshalb nicht am aktiven Erwerbsleben teil, das folglich auch Heinrich von früh an verschlossen

bleibt. Die ökonomische Tugend einer Hausfrau liegt nicht im Erwerb von Geld, sondern in dessen sparsamer Verwendung – und Sparsamkeit übt Frau Lee mit äußerster Gewissenhaftigkeit, bis hin zu der »freiwilligen Ascese«, in die sie sich nach Heinrichs Abreise steigert (12, S. 266). Es gelingt ihr jedoch nicht, auch im größeren Maßstab eine angemessene ›Ökonomie‹ im Sinne einer verantwortungsvollen Zukunftsplanung zu praktizieren. Ihr Hauptfehler als Erzieherin besteht darin, dass sie alles – auch sich selbst – opfert, um dem kunstbeflissenen Sohn eine Laufbahn zu ermöglichen, die sich buchstäblich niemals rentiert, und ihm bis ins Erwachsenenalter hinein eine weitgehend ungestörte Existenz im Reich seiner ungebundenen Innerlichkeit und seiner schweifenden Phantasien zu gestatten, während die Ratschläge der väterlichen Freunde, die auf solide Karrierewege zielen, in den Wind geschlagen werden (vgl. 11, S. 271–276). Wenn die Nachbarn Heinrichs Deutschlandreise tadeln und kopfschüttelnd bemerken, »er hätte doch schon genug gekostet und könnte nun sehen, etwas zu verdienen, wie anderer Leute Kinder auch« (12, S. 268), geben sie zu erkennen, wie weit sich Elisabeth Lee in diesem wichtigen Punkt von den anerkannten bürgerlichen Normen entfernt hat.⁷ Ihre Ratschläge beim Aufbruch des Sohnes stehen dann zwar durchaus im Einklang mit diesen Normen, zugleich aber in eklatantem Widerspruch zu ihrem eigenen praktischen Verhalten während der vorangegangenen Jahre. Es hätte offenbar wirklich eines Vaters bedurft, um den jungen Heinrich zielstrebig auf die Herausforderung der ökonomischen Selbstständigkeit vorzubereiten.

Da Frau Lee nicht fähig ist, ihren Sohn zu wirtschaftlichem Handeln anzuleiten und mit dessen Regeln vertraut zu machen,⁸ bleiben ihm die grundlegenden Prinzipien der Ökonomie vorerst völlig fremd. Die lebhaftere Einbildungskraft des Jungen heftet sich mit Vorliebe an sinnlich gegenwärtige, greifbare Gegenstände, und so fasziniert ihn auch das mit den absonderlichsten Waren vollgestopfte Trödelgeschäft der alten Frau Margreth, in deren altertümlicher Tauschwirtschaft sogar Profit und Vermögen noch in ganz fasslicher Gestalt erscheinen: Jeden Ge-

7 Von ähnlichen Vorwürfen weiß der Nachbar zu berichten, der Heinrich später in Deutschland aufsucht (vgl. 12, S. 323 f.).

8 Bezeichnend für die Naivität der Mutter in solchen Dingen ist ihre Überzeugung, »alle Welt« sei verpflichtet, ihrem geliebten Kind nützliche Dinge beizubringen, ohne dafür Geld zu fordern (12, S. 65)!

winn wechselt die Händlerin »sogleich in Gold um«, das sie in einer »Schatztruhe« hortet (11, S. 110). Symptomatisch ist das Ende dieser archaischen Ökonomie, denn nach Margreths Tod verkauft ihr junger Erbe den gesamten Besitz, um den Erlös bequem in einer »dicken Geldkatze« davonzutragen (11, S. 129f.) – die unerschöpfliche Fülle des Gegenständlichen, die der Phantasie reiche Nahrung gibt, wird verdrängt durch das *Geld*, das als reiner Wertmaßstab von der eigentümlichen Qualität der Dinge abstrahiert.

Zum Geld aber gewinnt Heinrich, gerade weil er ganz der konkreten Dingwelt verhaftet bleibt, kein adäquates Verhältnis, das ihm die gleichberechtigte Teilhabe am ökonomischen Verkehr gestatten würde. Die Episoden aus seiner Kinderzeit, die dies demonstrieren, kreisen um jenen »kleinen Schatz an alten und neuen Silbermünzen« (11, S. 166), der Heinrichs und seiner Mutter Patengeschenke enthält und aus dem sich der Junge heimlich für seine Zwecke bedient. Denn *eines* hat er immerhin aus der Erfahrung sehr schnell kennen und schätzen gelernt, nämlich die Möglichkeit, sich mit Geld soziale Anerkennung zu erkaufen: Schon im Kreise der Schulfreunde und Spielgefährten sieht er seinen Rang an die Verfügung über finanzielle Mittel geknüpft. So verleitet ihn der prahlerische Wettstreit mit einem gleichaltrigen Knaben zur ersten Entwendung einiger Münzen, mit deren Hilfe er seine Phantasiegeschichten untermauert, um sich vor dem anderen keine Blöße zu geben (vgl. 11, S. 168), und bei einem Übungsfeldzug der städtischen Jugend findet er bestätigt, dass eine »wohlversehene Kasse« ihm »eine gewisse Achtung« seiner Altersgenossen einträgt (S. 183). Solche Erlebnisse und die verlockende Aussicht, jedes Bedürfnis auf der Stelle befriedigen zu können, wecken in ihm alsbald die »Leidenschaft [...] des unbeschränkten Geldausgebens, der Verschwendung an sich« (S. 185). An die weiteren Folgen seines Betragens verschwendet er dagegen keinen Gedanken:

Ich bedachte im Mindesten nicht, daß die Sache doch ein Ende nehmen müsse, nie mehr öffnete ich das Kästchen ganz und übersah das Geld, sondern schob nur die Hand unter den Deckel, um ein Stück herauszunehmen und überdachte auch nie, wie viel ich schon verschleudert haben müsse. (S. 185)

Damit ist der Kern des Problems, das den grünen Heinrich bis ins Erwachsenenalter verfolgen wird, bezeichnet. Langsicht, verstanden als

die Fähigkeit, Verkettungen und Konsequenzen von Handlungen zu überblicken und im Voraus zu berücksichtigen, geht dem Protagonisten völlig ab, weshalb er sich auch keiner Selbstdisziplin in ökonomischen Dingen unterwirft und keine Vorstellung vom *Haushalten* gewinnt.

In der Schilderung seines Umgangs mit dem Schulfreund Meierlein wird dieses Thema weitergeführt und um eine neue Dimension bereichert. Meierlein, als Verkörperung frühreifer ökonomischer Kalkulation der vollkommene Antipode des Helden, nutzt nicht nur dessen »unmittelbare Freigebigkeit« weidlich aus, sondern errichtet darüber hinaus mit großem Fleiß ein »Schuldverhältnis« (S. 188), indem er für jede Leistung und Gefälligkeit, die er erbringt, penibel einen bestimmten Geldbetrag notiert. Heinrich findet dieses Benehmen überaus spaßig, bis er zu spüren bekommt, dass der »dienstbare Dämon, der Alles konnte und Alles in Angriff nahm, was wir wünschten« (S. 188), seinen Herrn tatsächlich *verpflichtet* und schließlich die angehäuften Schuld einfordert. Plötzlich wird nun aus dem »dienstbare[n]« ein feindseliger »Dämon« (S. 196), der den Schuldner unerbittlich verfolgt. Die auffallende Wiederholung des Wortes deutet darauf hin, dass die Zusammenhänge des Geschehens für Heinrich dunkel bleiben. Sowohl Meierleins bereitwillige Dienstbarkeit als auch seine spätere Forderung erscheinen ihm unbegreiflich und rätselhaft, eben »dämonisch«.

Heinrichs Sorgen in dieser Episode gelten vor allem dem Verhältnis zu seiner Mutter; als sie sein Vergehen verzeiht, ist für ihn sogleich »Alles gut« (S. 195). Die Gesetze der Ökonomie, die Regeln von Tausch, Kauf und Schulden, entziehen sich hingegen seinem Verständnis, weshalb er auch die entsprechenden Haltungen und Einstellungen nicht verinnerlicht. So wenig er seine ökonomischen Möglichkeiten einzuschätzen und diszipliniert über sie zu verfügen weiß, so wenig vermag er eingegangene Schulden als Verpflichtungen aufzufassen und einzulösen: »Der Verschwender [...] ist nicht nur finanziell, sondern schlechthin kategorial unfähig, die Äquivalenzaufstellung anzuerkennen oder gar zu begleichen.«⁹ In dem erbitterten Kampf mit Meierlein (vgl. S. 198f.) ringt Heinrich zugleich symbolisch mit den ökonomischen Forderungen seiner Lebenswelt, denen er weder genügen noch entkommen kann. Daher tritt ihm der Freund-Feind seiner Kindheit auch

9 Hörisch: Gott, Geld und Glück (Anm. 6), S. 126.

noch in den späten ›Heimatträumen‹ als Repräsentant dieser Forderungen entgegen, um ihn wieder in Schrecken zu versetzen und ihn seiner erträumten Reichtümer zu berauben (vgl. 12, S. 348).

Die Episoden, die Keller an das ›Schatzkästchen‹ seines Helden knüpft, führen zudem vor, wie sehr die zwischenmenschlichen Beziehungen im Roman durch ökonomische Gesichtspunkte geprägt und geformt sind. Die hasserfüllte Feindschaft Meierleins erweist sich unter diesem Aspekt als das genaue Gegenstück jener Anerkennung, die Heinrich unter seinen Spielkameraden genoss, solange er bei Kasse war. Ähnliches lässt sich im ›Grünen Heinrich‹ immer wieder beobachten. Geldfragen, ökonomische Abhängigkeiten und Schuldverhältnisse beherrschen beispielsweise die Ehe der alten Margreth und bestimmen Heinrichs Verhältnis zu seinem Lehrer Römer, aber auch die Stellung des jungen Mannes zu seiner Mutter, mit der ihn nach seiner Abreise aus der Heimat fast nur noch ihre regelmäßigen Geldsendungen verbinden. Bezirke des sozialen Daseins, die nicht von wirtschaftlichen Einflüssen durchdrungen sind, kennt der Roman kaum.¹⁰ Umso wichtiger ist es für eine erfolgreiche Orientierung in der erzählten Welt, über die diesbezüglichen Regeln Bescheid zu wissen, wovon bei Heinrich Lee aber vorläufig keine Rede sein kann. Statt die realen Zwänge anzuerkennen, die auf dem Feld der Ökonomie wirksam sind, und ihnen sein Denken und Handeln anzupassen, flüchtet er (unter Duldung der Mutter) in versponnene Traumwelten, die ihn gegen den Druck der bürgerlichen Lebenswirklichkeit abschirmen.

Auch in seiner Künstlerlaufbahn gelingt es Heinrich nicht, seine rege Phantasietätigkeit mit der Sphäre des ökonomischen Verkehrs zu vermitteln. Zwar lernt der Jugendliche während der Lehrzeit bei Habersaat die kommerzielle, arbeitsteilig organisierte Massenproduktion von Kunstwerken kennen, doch bleibt der Kontakt oberflächlich, da Heinrich als zahlender Schüler vollkommene Freiheit genießt und selbst nicht Teil des mechanischen Betriebs dieser Kunst-Manufaktur wird. Habersaats weiterführendes Angebot, künftig regelmäßig, »fleißig und pünktlich, aber gegen reichliche Entschädigung« für ihn zu arbeiten und so durch eine »mühevoll und bescheidene Betriebsamkeit« eine gesicherte wirtschaftliche Basis zu gewinnen (11, S. 333),

10 Auf eine bedeutsame Ausnahme, das Schloss des Grafen, wird später noch einzugehen sein.

schlägt Heinrich aus, weil ihm der prosaische »Gedanke an Tagelohn und kleine Industrie« zuwider ist (S. 334). Stattdessen schafft er sich in einer abgelegenen, phantastisch ausgeschmückten Dachkammer des elterlichen Hauses eine »eigene Welt« (S. 334), die das äußere Pendant des inneren Freiraums seiner ungebundenen Vorstellungskraft darstellt. Wenn er sich hier zum einsamen Künstler-Genie stilisiert, das weder materiellen Rücksichten noch ökonomischen Bindungen unterworfen ist, handelt er ganz so, als gäbe es keinen Habersaat und keine fabrikmäßige Herstellung von Kunstgebilden.¹¹

Wie anachronistisch eine solche Genie-Attitüde schon ist und wie fragwürdig der Versuch des Einzelnen ausfällt, sich aus den ökonomischen Verflechtungen der bürgerlichen Gesellschaft zu lösen, zeigt Heinrichs weiteres Schicksal nur allzu deutlich. Zunächst wiederholt sich gewissermaßen die fatale Meierlein-Episode, denn als der junge Maler mit gewohnter Unbedenklichkeit Bücher und Bilder auf Kredit anschafft, ohne über die nötigen Geldmittel zu verfügen, verwandelt das »Schuldverhältnis« die zuvor so »harmlosen Persönlichkeiten« der Händler in seinen Augen unversehens in »gefürchtete Verfolger« (S. 338). Gelernt hat Heinrich aus dem Streit mit Meierlein also nicht das Geringste, und auch aus diesem neuen Vorfall zieht er augenscheinlich keine Konsequenzen. Zwar empfindet er, von den Gläubigern bedrängt, sehr wohl »das Peinliche des Schuldenmachens« (S. 338), doch einmal mehr rettet ihn das Eingreifen der Mutter schließlich vor einer Katastrophe.

11 Wolfgang Rohe, Roman aus Diskursen. Gottfried Keller ›Der grüne Heinrich‹ (erste Fassung, 1854/55), München 1993, S. 29–52 zeigt, wie im 19. Jahrhundert die Vorstellung von Kunst als individueller Schöpfung durch industrielle Massenfertigung und technische Reproduktion in Frage gestellt wurde. Des weiteren arbeitet er heraus, dass der ›Grüne Heinrich‹ diese Tatsache literarisch prägnant gestaltet, indem er Heinrichs weihevollen, quasi-religiösen Kunstgenuss in einer vornehmen Gemäldeausstellung (vgl. 11, S. 308f.) unmittelbar mit Habersaats Betrieb konfrontiert, dessen durchrationalisiertes Herstellungsverfahren die Kunst jeglicher ›Aura‹ beraubt. Den Verlust der Aura bei der Verwandlung von Kunstwerken in Massenwaren hat Keller später auch in dem Gedicht ›Venus von Milo‹ eindrucksvoll vorgeführt: »Wie einst die Medizäerin / Bist, Aermste, du jetzt in der Mode / Und stehst in Gips, Porz'lan und Zinn / Auf Schreibtisch, Ofen und Kommode« (Gottfried Keller, Sämtliche Werke [Anm. 1], Bd. 10: Gesammelte Gedichte. Zweiter Band, hrsg. von Walter Morgenthaler, Karl Grob, Peter Stocker und Thomas Binder, 2009, S. 27, 1. Strophe).

Der Vorgang verdeutlicht überdies, dass der unzureichend ausgeprägte Realitätsbezug von Heinrichs künstlerischem Schaffen, das der Roman später wiederholt mit dem Verdikt des »Spiritualismus« belegt (12, S. 52, 115 und 119), nicht nur ein ästhetisches, sondern auch ein ökonomisches Problem darstellt, denn schon zu diesem frühen Zeitpunkt rückt er das prekäre Verhältnis des Helden zum Kunstmarkt und zur nutzbringenden Verwertung der eigenen Schöpfungen ins Blickfeld. Heinrich kommt durchaus auf die Idee, sich durch »verkaufte Arbeiten« Einkünfte zu verschaffen, weicht jedoch letztlich immer »vor dem Augenblicke scheu zurück«, in dem er »Jemandem etwas antragen sollte, ohne was doch kein Anfang denkbar war« (11, S. 338). Weil sich wieder sein vertrauter Reflex geltend macht, der Auseinandersetzung mit einer äußeren Wirklichkeit, die ihren eigenen, ihm unbequemen Gesetzen folgt, furchtsam aus dem Wege zu gehen, schlägt der Versuch, Kunst und Ökonomie miteinander zu verbinden, die Kunst *auch* als wirtschaftlichen Faktor einzusetzen und ihre Produkte der Feuerprobe des Marktes zu unterwerfen, von vornherein fehl.

Nicht ohne Grund empfindet Heinrich »eine Art von Grauen« vor dem »Geschäftsleben« (11, S. 236), dessen Zwänge jenes Reich ungestörter subjektiver Einbildung, in dem er sich vorzugsweise bewegt, empfindlich stören würden. Als während des ländlichen Tellfests die Rede auf den »freie[n] Erwerb« kommt, der »im Wind und Wetter der Konkurrenz«, mithin im selbstbewussten Kampf mit einer widerständigen Realität errungen werden muss (S. 440), wird ihm sogleich »ängstlich« zumute: »Ich war froh, daß wir endlich aufbrachen« (S. 441). So stehen sich noch am Ende der Jugendgeschichte die innere Welt des Helden, zu der auch sein Kunstschaffen gehört, und das soziale Leben, das nicht zuletzt die Anforderungen des ökonomischen Handelns einschließt, schroff und feindlich gegenüber. Als Heinrich erstmals sein Wahlrecht ausübt, muss er feststellen, dass seine sämtlichen Altersgenossen entweder bereits »selbständig« oder doch zumindest auf dem Wege zu einer festen bürgerlichen Position sind, während sich ihm bislang keine Aussicht eröffnet, »ein nützliches und wirksames Glied dieser Gesammtheit« zu werden (12, S. 105). Damit ist der Bogen geschlagen zu den eingangs zitierten Mahnungen der Mutter, die zwar schon im ersten Kapitel des ersten Buches vorgetragen werden, nach der Chronologie des erzählten Geschehens aber an diese Stelle gehören: Der Schritt in die wirtschaftliche Selbstständigkeit und damit ins Er-

wachsenenleben steht dem grünen Heinrich noch bevor. Die Voraussetzungen dafür sind, wie die Jugendgeschichte sichtbar gemacht hat, denkbar ungünstig.

III

Tatsächlich bleibt Heinrich, nunmehr in einer »deutschen Hauptstadt« wohnhaft (12, S. 106), weiterhin unfähig, auch nur die primitivsten Regeln ökonomischer Rationalität und Langsicht zu befolgen. Obwohl er weiß, wie begrenzt die finanziellen Mittel der Mutter sind, von denen er seinen Unterhalt bestreitet, trifft er »nicht die mindesten Anstalten [...], sich auf eigene Faust zu ernähren« (S. 269). Er gleicht in seinem persönlichen Habitus immer noch jenem Kind, das es einst lieber vermied, sich einen Überblick über den Inhalt seines Schatzkästchens zu verschaffen, und sieht sich daher »zu seinem großen Erstaunen von Noth und Sorge umgeben, so daß er kaum wußte, wie ihm geschah« (S. 263), als die Geldsendungen aus der Heimat schließlich ausbleiben. »Als Heinrich zu Ende des ersten Jahres seinen letzten Thaler in der Hand hielt, und vorher keinen Augenblick, machte er endlich ernstliche Anstalten, sich sein Brot zu erwerben« (S. 275 f.), und hier tritt ihm nun, ebenso gebieterisch wie furchteinflößend, »die allgemeine und doch so geheimnißvolle Macht« des Arbeits- und Wirtschaftslebens gegenüber (S. 269). Die ausführlichen Reflexionen über Arbeit, Leistung und ökonomischen Erfolg, die der Er-Erzähler aus diesem Anlass vorträgt, werden später zu erörtern sein. Zunächst soll die Aufmerksamkeit Heinrichs Versuchen gelten, die Krise zu meistern. Sie bringen den notorischen Träumer, der als Künstler bisher in einer Welt lebte, die »nur in [s]einem Gehirne vorhanden war« (11, S. 326), zwangsläufig in Kontakt mit dem Kunstmarkt und seinen Institutionen, den Galerien und Händlern, einem kennerhaften Publikum und der Schar potentieller Käufer.

Der Held verunglückt alsbald auf dem ungewohnten Terrain, weil ein älterer Künstlerkollege, den er bei der Anfertigung eines Bildes um Rat fragt, sein Motiv für ein eigenes Gemälde nutzt, mit dem er das Produkt von Heinrichs redlichen, aber unbeholfenen Anstrengungen weit übertrifft. Dessen Freunde sprechen entrüstet von »Diebstahl« und »Räuberei«, er selbst jedoch »schwieg still und verarbeitete [...] die soeben gemachte Erfahrung, die er sogleich begriff« (12, S. 280). Aus-

gesprochen wird sie vom Text in dem Imperativ »Mach's, wer kann!« (S. 280), doch ebensogut lässt sie sich dezidiert als eine Lehre des *Marktes* formulieren: Im Recht ist, wer erfolgreich verkauft – oder, was dasselbe bedeutet: Im Recht ist, wer marktgerecht zu produzieren versteht, also den Ansprüchen und Erwartungen zahlungsfähiger Käufer Genüge tut. Gegenüber moralischen Kriterien wie dem Recht der Urheberschaft oder auch dem bloßen kollegialen Anstand verhält sich das Marktgeschehen hingegen indifferent.

Heinrichs Reaktion auf dieses Erlebnis ist charakteristisch, denn statt seine Bemühungen als Maler fortan den Gesetzmäßigkeiten anzupassen, deren Wirksamkeit er so drastisch zu spüren bekam, fühlt er sich dem Kunstmarkt jetzt nicht mehr gewachsen und wagt keinen weiteren Versuch, ein Bild zu verkaufen (vgl. S. 280f.). Das leitende Verhaltensmuster, vor einer als übermächtig und geradezu feindselig empfundenen Realität ängstlich zurückzuweichen, hat sich bei ihm demnach unverändert erhalten. Da die »civilisierte Wildniß«, in der er »nach Nahrungsmitteln ausgehen sollte«, für Heinrich somit undurchdringlich bleibt (S. 283), sieht er sich genötigt, zu borgen. An dieser Stelle schiebt der Erzähler einen längeren Exkurs ein (vgl. S. 281–283), der die soziale Integration des Individuums unmittelbar an den verantwortungsbewussten Umgang mit Geld und Schulden bindet: »Keller interpretiert hier die Ethik ökonomisch: was ein Mensch wert ist, zeigt sich darin, ob er seine materiellen Verhältnisse in Ordnung halten kann.«¹² Umso schwerer fällt das Versagen des Protagonisten ins Gewicht, der sich immer noch außerstande zeigt, »für Gegenwart und Zukunft thätlich einzustehen« (S. 289) – die vom Erzähler angemahnte ökonomische Disziplin ist ihm nach wie vor fremd. Infolgedessen wiederholt sich umgehend das inzwischen wohlbekannte Verlaufsschema. Noch einmal – zum letzten Mal! – greift die Mutter helfend ein und schützt den Sohn vor den Härten des Lebens, indem sie zur Deckung seiner Schulden ihrerseits Geld auf ihr Haus aufnimmt, doch als auch diese Summe verbraucht ist und Heinrich »nicht einen Pfennig mehr im Vermögen hat«, steht er erneut »ganz verblüfft« da (S. 292). Einen substantiellen Fortschritt in der Aneignung und Verinnerlichung öko-

12 Hans Meier, Gottfried Kellers »Grüner Heinrich«. Betrachtungen zum Roman des poetischen Realismus, Zürich u.a. 1977 (= Zürcher Beiträge zur deutschen Literatur- und Geistesgeschichte 46), S. 17.

nomischer Prinzipien hat er also nicht gemacht; von Selbstdisziplin und rationaler Planung, von Vorsorge und Langsicht sind nicht die geringsten Spuren zu entdecken.

Die Erfahrung des Hungerns aber, mit der Heinrich nun konfrontiert wird, markiert im Hinblick auf den Zwang der ökonomischen Verhältnisse und die entsprechende Formung des psychischen Habitus die entscheidende Wende in seinem Entwicklungsgang. Der Held des Romans ist an einem Punkt angelangt, an dem sich ihm der Ursprung aller Ökonomie offenbart: die *Ananke*, die blanke Lebensnot, der der Mensch begegnen muss, indem er sich die für seine bloße leibliche Fortexistenz erforderlichen Mittel verschafft. Das bohrende Hungergefühl, das keinen Rückzug in die Fluchtwelten der Phantasie mehr erlaubt, erweist sich als probates Mittel der Erziehung zur Realitäts-tauglichkeit und zur Selbstdisziplinierung auf dem Feld des wirtschaftlichen Handelns: »in der That ist nichts so geeignet, den nothwendigen und gründlichen Weltlauf recht einzuprägen, als wenn der Mensch hungert, weil er nichts gegessen hat, und nichts zu essen hat, weil er nichts besitzt, nichts besitzt, weil er sich nichts erworben hat« (S. 293). So nötigt der »erste kräftige Stoß des stillen aber unerbittlichen Lebens« (S. 298) den grünen Heinrich, endlich eine zwar rudimentäre, doch immerhin funktionstüchtige Ökonomie zu etablieren, also ge-regelte, zweckorientierte Tauschbeziehungen mit seiner Umwelt einzu-gehen.

Nachdem er zunächst alle übrigen Habseligkeiten Stück für Stück versetzt hat, greift er auf seine Zeichnungen und Bilder zurück, die er für ein geringes Entgelt einem Trödler überlässt. In dem Augenblick, in dem die Kunstwerke als Waren in die Sphäre des Marktes eintreten, macht sich freilich eine Entfremdung des Künstlers von seinen Schöpfungen bemerkbar: Was einen Teil seines Lebens und damit ein Stück seiner selbst enthält – Heinrich hat »seinerzeit lust- und fleißerfüllte Wochen über diesen Sachen zugebracht« (S. 300) –, wird von dem Trödler sogleich ans Fenster geheftet und einer anonymen Kundschaft zum Kauf angeboten. Andererseits heißt es von Heinrich: »Indessen war das Wenige, was er erhielt, das Erste, was er seinen eigenen Händen verdankte, und desnahen lernte er davon, sich einzurichten« mit seinen bescheidenen Einkünften (S. 304). Der erste ökonomische Erfolg, so begrenzt er auch sein mag, zieht also bereits eine gewisse Disziplinierung des jungen Mannes nach sich, der mit dem erworbenen Geld bewusster

umgeht als mit den Beträgen, die er ohne sein Zutun von der Mutter erhielt.¹³

Das kuriose Trödelmännchen, das die Geschäfte mit den Bildern abwickelt, gehört in die Reihe jener Romanfiguren, die für Heinrich mit unterschiedlichem Erfolg die Rolle einer Vatergestalt übernehmen. Und das Männchen erweist sich als guter Erzieher, denn es gelingt ihm, seinem Schützling mit einer Mischung aus Freundlichkeit und Unbarmherzigkeit die Neigung zur Realitätsflucht auszutreiben, wobei es Heinrichs materielle Notlage geschickt als pädagogischen Hebel einsetzt. Als die letzten Bilder verkauft sind, vertraut der Trödler dem gescheiterten Künstler das Bemalen von Fahnenstangen an, eine gleichförmige Tätigkeit, die ausschließlich Sorgfalt und mithin Disziplin verlangt. Ihr Einfluss auf den Habitus des jungen Mannes ist denn auch nicht zu verkennen: »Unschlüssigkeit« und »Träumereien« machen einer »ganz neuen Beharrlichkeit« Platz, mit der Heinrich seine ökonomischen Interessen durchsetzt, indem er erfolgreich auf dem vereinbarten Lohn besteht (S. 312). Und unter dem Druck von körperlicher Not und Arbeit fährt er fort, die Tugend des Haushaltens, der Planung für die Zukunft zu lernen, denn »seinen Erwerb« hält er nun »geizig zusammen« (ebd.).¹⁴ Dass eine solche Anpassung an die raue Lebenswirklichkeit Opfer kostet und nicht ohne gewisse Beschädigungen des Individuums zu haben ist, verdeutlicht der Roman bei dieser Gelegenheit an weiteren Entfremdungserfahrungen Heinrichs. So wird dem überzeugten Republikaner erst im Nachhinein bewusst, dass er sich mit dem Bemalen der Fahnenstangen indirekt der Mitwirkung an einem monarchischen Fest schuldig gemacht hat (vgl. S. 314). Der Gram angesichts dieser Erkenntnis, den der Text mit spürbarer Ironie schildert,

13 Der Fortschritt verdankt sich allerdings, was Heinrich zu diesem Zeitpunkt ebensowenig weiß wie der Leser des Romans, nur dem dilettantischen Kunstinteresse des Grafen, der dem Trödler die Bilder sogleich wieder abkauft und damit seinen Teil zu dem Wohlwollen beiträgt, das der wunderliche Alte Heinrich entgegenbringt. Von einer wirklichen Bewährung des Helden auf dem Kunstmarkt kann man daher nicht sprechen.

14 Die Zweitfassung des Romans formuliert den Zusammenhang noch klarer: Heinrich gibt sein Geld fortan »bedächtig und vorsichtig« aus »als einer der weiß woher es kommt« (Gottfried Keller, *Sämtliche Werke* [Anm. 1], Bd. 3: *Der grüne Heinrich*. Vierter Band, hrsg. von Karl Grob, Walter Morgenthaler, Peter Stocker und Thomas Binder, 2006, S. 80).

ist dafür verantwortlich, dass Heinrich den alten Trödler künftig nicht mehr aufsucht und die hoffnungsvollen Ansätze zu einer bescheidenen wirtschaftlichen Arrivierung nicht weiterverfolgt werden. Heinrichs Entwicklungsgang bricht daher, soweit er die Initiation in das ökonomische Handeln betrifft, an diesem Punkt ab.¹⁵

IV

Im ›Grünen Heinrich‹ zeichnet sich in den Reflexionen des Er-Erzählers und – über weite Strecken ex negativo – im Schicksal der Titelfigur ein Idealbild von der Formung der individuellen Psyche durch den Druck wirtschaftlicher Zwänge ab, das sich in den Begriffen der Zivilisationstheorie beschreiben lässt: Die Notwendigkeit, unter kapitalistischen Bedingungen ökonomisch verantwortlich zu handeln, um den Lebensunterhalt zu sichern und einen festen Platz in der Gesellschaft zu erlangen, prägt dem Einzelnen jene Habitusstrukturen auf, die das bürgerliche Ich konstituieren, indem sie zur Zügelung der Einbildungskraft und zur Einstellung auf das Realitätsprinzip sowie zur Ausbildung fester Selbstzwänge und einer kalkulierenden Langsicht drängt. Dabei werden Selbstverwirklichung und soziale Normen, Persönlichkeitsentwicklung und gesellschaftliche Integration im Roman zunächst nicht als Gegensätze aufgefasst. Als vermittelnde Instanz fungiert hier die Ökonomie, die für eine *heilsame* Disziplinierung des Menschen sorgt und die Flucht aus der Wirklichkeit in unfruchtbare Träumereien zuverlässig unterbindet.¹⁶

- 15 In seiner Entschiedenheit allzu optimistisch erscheint mir das resümierende Urteil von Brock, *Kunst der Ökonomie* (Anm. 6), S. 226: »Mit der Tätigkeit des Stangenbemalens ist Heinrichs Bildungsweg zu einem sittlichen Individuum abgeschlossen. Es ist die Ökonomie, der es gelingt, den grünen Heinrich in die gesellschaftlichen Strukturen zu integrieren.« Unzweifelhaft spielt der Gedanke einer solchen Integrationsleistung im Roman eine wichtige Rolle (siehe dazu den folgenden Abschnitt), aber Heinrich selbst gelangt nie wirklich an dieses Ziel.
- 16 Unter demselben Gesichtspunkt erzählen ›Die Leute von Seldwyla‹ mehrere Entwicklungsgeschichten, so in ›Pankraz, der Schmoller‹, ›Kleider machen Leute‹ und ›Der Schmied seines Glückes‹. Dass sich in diesem häufig wiederkehrenden Handlungsschema sicherlich auch persönliche Erfahrungen Kellers niederschlugen, sei hier nur am Rande erwähnt.

Die Vorstellung einer stabilen Wechselbeziehung zwischen dem gereiften Einzelnen und der gesellschaftlichen Ordnung propagiert beispielsweise der Statthalter auf dem Tellfest, der im Gespräch mit Heinrich nicht umsonst hervorhebt, dass eine solche Harmonie die ökonomische Leistungs- und Durchsetzungsfähigkeit des Individuums voraussetzt (vgl. 11, S. 436 f.). Eng damit verbunden ist die liberale Grundüberzeugung, der tatkräftig verfolgte Eigennutz des einzelnen Bürgers werde letztlich immer der Gesamtheit zugute kommen. Zwar bleibt diese These auf dem Fest nicht unwidersprochen, denn das »unverholene Verfechten des eigenen Vortheiles« (S. 435), das im Streit zwischen Wirt und Holzhändler zutage tritt, mutet den jungen Heinrich eher beschämend an, und auch von der anschließenden Rechtfertigungsrede des Statthalters zeigt er sich »nicht überzeugt« (S. 437). Aber die insgesamt überaus positive Darstellung der Eidgenossenschaft im Roman – sie bezieht sich auf den Zeitraum zwischen 1830 und 1847/48, in dem sich der von Keller begeistert begrüßte Aufstieg des Liberalismus vollzog – scheint die Tauglichkeit eines solchen Harmoniekonzepts doch augenfällig zu bestätigen. So sind etwa in der ausführlichen Schilderung des Dorfes, durch das Heinrichs Reise führt (vgl. S. 33–35), Erwerbstrieb, Fleiß und persönliche Entfaltung des Einzelnen mit Ordnung, Wohlstand und Kultur des ganzen Landes in einer schönen Einheit verbunden. Alles in allem gibt Kellers Roman »eine grundsätzliche Bejahung der Werte schaffenden Produktion und des Handels in der Verantwortung unternehmerischer Wirtschaftssubjekte« zu erkennen:¹⁷ Ökonomische Selbstständigkeit wird zum Pendant einer gefestigten Persönlichkeit und zur Voraussetzung individueller wie kollektiver »Freiheit« (S. 441) erklärt. Die Brückenepisode in Heinrichs Heimatträumen führt schließlich in anschaulichen Bildern vor, dass jene »Identität der Nation«, von der der weise Goldfuchs spricht (12, S. 339), hauptsächlich auf der regen ökonomischen Interaktion beruht, denn die rasch »von Hand zu Hand« gehenden und sich dabei unablässig vermehrenden Goldmünzen (S. 345) stellen – in Analogie zu dem kurz zuvor erwähnten »Blutumlauf« (S. 338) – die lebenspendende Kraft des Gesellschaftsorganismus, das eigentliche Binde-

17 Kaiser, Gottfried Keller (Anm. 2), S. 213.

mittel der »Nation« und »das Geheimniß und die Lösung dieser ganzen Identitätsherrlichkeit« dar (S. 344).

Vor dem Hintergrund eines solchen literarisch gestalteten Gesellschaftsentwurfs und der entsprechenden Erwartungen an das Individuum tritt das Scheitern des Romanhelden besonders deutlich zutage. Die Ausbildung eines bürgerlichen Habitus, der die Bewährung auf dem Feld der Ökonomie ermöglichen würde, gelingt ihm – in Ansätzen – erst, als es eigentlich schon zu spät ist, und so bleibt ihm am Ende die Integration in die soziale Gemeinschaft, zu deren Nutzen und Gedeihen er nichts beizutragen vermag, verwehrt. Als Musterbild eines braven Bürgers präsentiert sich dagegen jener junge Nachbar, dem in den Jahren, die Heinrich in Deutschland vergeudet hat, bereits die zielstrebig betriebene ökonomische und gesellschaftliche Etablierung – beides fällt im Grunde zusammen – geglückt ist (vgl. 12, S. 321 f.). Dass dieser Erfolg eine gewisse Einseitigkeit und Beschränkung des Denkens und Handelns erforderte, verschweigt der Roman keineswegs, und doch wird der »stattliche junge Bürgersmann« (S. 321) nicht etwa zum philiströsen Zerrbild erniedrigt, sondern mit spürbarer Sympathie geschildert.¹⁸

Als förmliche Schaltstelle zwischen dem Habitus des Individuums und der gesellschaftlichen Ordnung dienen die Regeln der Ökonomie ebenso im Bereich der Kunst, nämlich in Gestalt der Gesetze des Kunstmarktes. Das Erlebnis des Motiv-Diebstahls weckt den »Spiritualisten« Heinrich Lee unsanft aus seinen Träumereien und macht ihm bewusst, dass auch ein Künstler sich als Wirtschaftssubjekt behaupten und vor den Anforderungen des Marktes bestehen muss. Der Kommentar des Erzählers lässt hier an Deutlichkeit nichts zu wünschen übrig: Als »berufene[r] Meister« gilt ihm nur, wer hohe künstlerische Qualität – das »Gute und Richtige« – mit Publikumswirksamkeit – »gemeiner Brauchbarkeit und Genießbarkeit« – zu verbinden weiß, während ein »Dilettant« wie Heinrich, der lediglich seinen subjektiven Empfindungen vertraut, an den berechtigten Ansprüchen der Kunstkenner (und -käufer!)

18 Das Ideal eines allseitig gebildeten und universal tätigen Mannes lässt sich in der ausdifferenzierten bürgerlichen Gesellschaft ohnehin nicht mehr praktisch umsetzen; das veranschaulicht der frühe Tod von Heinrichs Vater, den die Fülle seiner beruflichen, politischen und kulturellen Aktivitäten vorzeitig aufgerieben hat.

scheitert und infolgedessen durch spürbare ökonomische Sanktionen für den »unfruchtbaren Eigensinn« bestraft wird (12, S. 280). Die Unterwerfung der Kunst unter die Gebote des wirtschaftlichen Verkehrs beurteilt der ›Grüne Heinrich‹, wie solche Zitate belegen, im Prinzip durchaus positiv. Zu den Vermittlungsleistungen, die der Ökonomie in Kellers Roman zugeschrieben werden, gehört eben auch die, dass sie das künstlerische Schaffen auf das Publikum hin orientiert und es damit vor subjektivistischen ›Verirrungen‹ bewahrt.

Indes darf man die Komplexität der Auseinandersetzung mit Fragen der Ökonomie, des Marktes und der individuellen Disziplinierung, die der ›Grüne Heinrich‹ leistet, nicht unterschätzen. Das Werk enthält nämlich manche Passagen, die den bislang rekonstruierten Positionen zuwiderlaufen und das Ideal einer durch die ökonomischen Zwänge vermittelten Harmonie von Einzelnem und Gesellschaft, von individueller Psyche und sozialer Ordnung in ein fragwürdiges Licht rücken, so dass sich ein Gesamtbild ergibt, das gerade in seiner Widersprüchlichkeit höchst aufschlussreich ist. Auf dem Feld der Kunst steht beispielsweise dem vom Erzähler beschworenen Typus des »berufenen Meister[s]«, bei dessen Werken künstlerischer Wert und Marktwert einander die Waage halten, ein Mann wie Erikson gegenüber,¹⁹ der eigentlich »gar kein Maler« ist und nur in Fällen äußerster Not jeweils ein einziges dürftiges Bildchen anfertigt, aber dennoch beachtliche Erfolge verzeichnet, weil die »reichen Kenner« ihn »für einen ausgesuchten Kabinettsmaler« halten und für seine »seltsamen Arbeiten« hohe Summen bezahlen: Die »Inhaltlosigkeit und Armuth« seiner Werklein, über die er sich selbst übrigens keine Illusionen macht, wird zu Eriksons Glück als eigentümlicher Stil wahrgenommen und setzt sich als förmliches Markenzeichen durch (12, S. 108).²⁰ Die Nachfrage, die allein über den Marktwert eines Werkes entscheidet, kann demnach von dessen künstlerischer Bedeutung ganz unabhängig sein und wird vielmehr von unsicheren Faktoren wie Geschmack, wechselnden Moden

19 Mehrfach wird der Name von Keller auch »Erickson« geschrieben.

20 Die Zweitfassung spricht von den »sogenannten Eriksons«, auf die sich manche Sammler, »die für feinere Kenner gelten«, sogar spezialisieren (Gottfried Keller, Sämtliche Werke [Anm. 1], Bd 2: Der grüne Heinrich. Dritter Band, hrsg. von Karl Grob, Walter Morgenthaler, Peter Stocker und Thomas Binder, 2006, S. 142).

und dem Maß subjektiver Kennerschaft bestimmt. Wenn der alte Trödler Bilder zu niedrigen Preisen verkaufen muss, »indem er den Werth nicht beweisen konnte« (S. 300), mag man das noch auf seine mangelnde Vertrautheit mit solchen Dingen zurückführen, aber wie Eriksons Karriere zeigt, verhält es sich unter ›Kennern‹ eigentlich nicht anders.²¹ Und weil der ökonomische Wert einer künstlerischen Schöpfung eben nicht ›beweisbar‹ ist, nicht als objektiv feststellbare Größe in ihr selbst beschlossen liegt, sondern erst aus dem Spiel der Marktmechanismen hervorgeht, ist es prinzipiell möglich, Kunst ohne jede Rücksicht auf Qualität und ästhetischen Rang ganz gezielt für den Bedarf des Marktes zu produzieren, wie es in Habersaats Unternehmen geschieht, das rein profitorientiert arbeitet und offenkundig floriert. Unter solchen Umständen erweist sich die im Bild der »berufenen Meister« postulierte Koppelung von künstlerischem Verdienst und materiellem Erfolg als reiner Wunschtraum, dem die bürgerlich-kapitalistische Realität keineswegs entspricht.

Mit dem Vertrauen auf die Macht der Ökonomie, durch disziplinierenden Zwang die Herausbildung einer stabilen bürgerlichen Persönlichkeit zu fördern, steht es bei näherer Betrachtung nicht besser. Hier werden die Widersprüche insbesondere in jenen ausführlichen Erzählerreflexionen manifest, die Heinrichs ersten Vorstoß in das geheimnisvolle Reich des Erwerbslebens begleiten. Als vorbildliches Wirtschaftssubjekt führt der Erzähler Friedrich Schiller an,²² dessen große ästhetische und sittliche Leistung auch ökonomisch außerordentlich wirksam geworden sei. Schiller, der die fortschreitende Entfaltung seiner individuellen Anlagen, die »Erfüllung seines innersten Wesens« (12, S. 272), mit wirtschaftlichem Erfolg verknüpfte, verkörpert in vollendeter Form die Einheit von persönlichem Sein und produktivem Wirken, von Leistung und Erwerb, die der Erzähler zur Richtschnur erhebt und die in seinen Augen zugleich die harmonische Übereinstimmung des Individuums mit der gesellschaftlichen Lebenswelt garantiert:

So fest und allgemein wie das Naturgesetz selber sollen wir unser Dasein durch das nähren, was wir sind und bedeuten, und das mit

21 Vgl. dazu ausführlich Brock, *Kunst der Ökonomie* (Anm. 6), S. 222–225.

22 Vgl. zu dieser Passage ebd., S. 183–189.

Ehren sein, was uns nährt. Nur dadurch sind wir ganz, bewahren uns vor Einseitigkeit und Ueberspanntheit und leben mit der Welt im Frieden, so wie sie mit uns, indem wir sie sowohl bedürfen mit ihrer ganzen Art, mit ihrem Genuß und ihrer Müh', als sie unser bedarf zu ihrer Vollständigkeit, und alles das, ohne daß wir einen Augenblick aus unserer wahren Bestimmung und Eigenschaft herausgehen. (S. 274)

Kritisch gegenübergestellt wird dieser emphatisch proklamierten Norm ein entzweites, entfremdetes »Doppelleben«, bei dem der »innere Beruf« eines Menschen nichts mit jener Tätigkeit zu tun hat, die ihm den Lebensunterhalt verschafft (S. 274).

Die Ahnung aber, dass sein Ideal in der entwickelten bürgerlichen Gesellschaft schon obsolet sein könnte, vermag der Erzähler nicht zu unterdrücken. Als bedenkliches Beispiel dient ihm das Phänomen der *Revalenta arabica*,²³ das er dem allseitigen Erfolg der Schillerschen Werke an die Seite stellt, um die Parallelen zu unterstreichen. Beide »Waren« zeitigen große ökonomische Effekte, kurbeln das Wirtschaftsleben an, bringen gewaltige Geldsummen in Bewegung – und doch handelt es sich im einen Fall um eine »hohle Nuß« (S. 271), im anderen um einen »süßen und gehaltreichen Kern« (S. 273). So gilt hier ganz dasselbe wie auf dem Gebiet der Kunst: Nicht die Substanz, der Gebrauchswert des jeweiligen Gegenstandes bestimmt seinen Stellenwert im ökonomischen Verkehr, sondern allein das Gesetz des Marktes (der von den *Revalenta*-Fabrikanten übrigens durch aufwändige Werbekampagnen gezielt beeinflusst wurde). Und der *Revalenta*-Schwindel liefert nur *ein* Exempel für die Dissoziation von Leistung und innerem Wert auf der einen, ökonomischem Gewinn auf der anderen Seite, für die »Inkongruenz von Arbeit und Selbstbildung, [...] von Solidität und Erfolg, [...] von redlicher Mühe und Spekulation«,²⁴ die das Leben in einer hochgradig differenzierten bürgerlichen Wirtschaftsordnung kennzeichnet. Die Wurzel dieser besorgniserregenden Erscheinung, die seine Wertvorstellungen von Grund auf bedroht, erblickt der Erzähler

23 Keller greift hier auf ein historisches Faktum aus der Entstehungszeit des Romans zurück, nämlich auf den großen kommerziellen Erfolg eines vermeintlichen exotischen Heilmittels, das in Wirklichkeit aus simplem Bohnenmehl bestand.

24 Rohe, Roman aus Diskursen (Anm. 11), S. 201 f.

eben in der Komplexität der ökonomischen Strukturen, die er mit den Schlagworten ›Abstraktion‹ und ›Künstlichkeit‹ zu fassen sucht:

In der heutigen Welt sind Alle, die in der Werkstatt der fortschreitenden Cultur beschäftigt sind und es mit einem Zweige derselben zu thun haben, geschieden von Acker und Herde, vom Wald und oft sogar vom Wasser. Kein Stück Brot, sich zu nähren, kein Bündel Reisig, sich zu wärmen, keine Flocke Flachs oder Wolle, sich zu kleiden, in großen Städten keinen frischen Trunk Wasser können sie unmittelbar durch eigene frohe Mühe und Leibesbewegung von der Natur gewinnen. (S. 269)

Daher führen diese Menschen eine »künstliche abstracte Existenz«, und ihre ökonomischen Beziehungen wirken wie ein »Gefecht in der Luft, eine ungeheure Abstraction [...] hoch über dem festen Boden der Mutter Natur« (S. 269). Die wirtschaftlichen Verflechtungen gestalten sich hier so undurchschaubar, dass schon der »glückliche Erwerb des Brotes« einem waghalsigen Abenteuer gleichkommt, dessen Bestehen »Niederträchtigkeit«, »Verdrehtheit« und »zweckwidrigen Unsinn jeder Art« erfordert, in erster Linie die Fähigkeit, andere zu manipulieren und auszubeuten (S. 269f.). Da in dieser »künstlichen Welt« (S. 270), wie der Fall der *Revalenta arabica* augenfällig demonstriert, der Ertrag eines Tuns nicht mehr zwangsläufig an dessen Vernünftigkeit und Nutzen geknüpft ist, büßen die überkommenen bürgerlichen Tugenden des Fleißes und der Aufrichtigkeit ihre Geltung ein. Statt dessen muss ein Individuum, das sich in dem »Durcheinander« des ungeheuren »künstlichen Ernährungsverkehrs« behaupten will, sein »wahres Wesen« verbergen oder abstreifen, sich unablässig verstellen und mithin ein durch und durch entfremdetes Dasein in Kauf nehmen (S. 274).

Wenn Leistung und Gewinn, der innere Wert des Geschaffenen und sein Tauschwert auf dem Markt keine notwendige Verbindung mehr aufweisen, verliert die Ökonomie automatisch ihre Funktion als Instrument einer begrüßenswerten Disziplinierung und Sozialisierung des Einzelnen, einer produktiven Formung seiner Persönlichkeit. Stattdessen bietet sie sich als abstrakter, verschlungener, kaum noch durchschaubarer Verflechtungszusammenhang dar, der nicht etwa gleichmäßige Affektkontrolle, Rationalität und Langsicht fördert, sondern Verstellung, Prinzipienlosigkeit und geschmeidige Anpassung an die rasch wechselnden Erfordernisse des Augenblicks belohnt. Damit gerät

jenes bürgerliche Individuum, das sich durch einen gefestigten Charakter und eine auf verinnerlichten Zwängen basierende psychische Selbststeuerung auszeichnet, ins Abseits. An seine Stelle setzen die eben zitierten Betrachtungen des Erzählers das Schreckensbild eines strikt *außengeleiteten* Menschentypus, dem der stabile Kern einer allmählich gereiften, nuancierten Persönlichkeit ganz zu fehlen scheint.

In diesen Passagen des ›Grünen Heinrich‹ wird ein Dilemma von weitreichender Bedeutung formuliert: Das bürgerliche Ideal einer freien und zugleich nützlichen Entfaltung menschlicher Anlagen und Möglichkeiten – nicht zuletzt im Beruf, im Erwerbsleben – findet gerade in der hochgradig differenzierten bürgerlichen Lebenswelt, wo »Selbstbestimmung [...] und ökonomische Fremdbestimmung« unausweichlich in Konflikt geraten,²⁵ keinen Platz mehr. Das Wunschbild des Erzählers, das persönliche Bedürfnisse und allgemeine Interessen, Selbstverwirklichung und Erwerb des Lebensunterhalts in der direkten Auseinandersetzung mit der Natur harmonisch miteinander verbindet, orientiert sich an einer (stark idealisierten) vormodernen Gesellschafts- und Wirtschaftsordnung, in der »die Heiligkeit und die Bedeutung der Arbeit noch klar und verständlich« waren (S. 270). Fast nostalgisch heißt es: »Alles, was einer da thut, hilft ihn und die Welt erhalten und hat einen unbezweifelten, wahren und sicheren Zweck« (S. 270). Letztlich schwebt dem Erzähler offenbar sogar eine verklarte Vision des *bäuerlichen* Daseins vor, das auf dem »festen Boden der Mutter Natur« ruht (S. 269) und wo Leben, Arbeit und Erwerb in einem unmittelbar einsichtigen Zusammenhang stehen – wo also, mit Elias gesprochen, die funktionale Ausdifferenzierung noch nicht weit gediehen und die Dichte der Abhängigkeitsketten zwischen den Menschen daher sehr gering ist.

Eine solche Vorstellung trägt im Kontext des Romans anachronistische Züge und kann allein in den Heimatträumen des grünen Heinrich eine plastische und zugleich phantastisch überhöhte Gestalt annehmen. Die umfangreiche Traumsequenz erzählt in ihrem ersten Teil nämlich ein wahres »Wirtschaftsmärchen«, in dem »an die Stelle des unendlich komplizierten und vermittelten Wesens der modernen Ökonomie und

25 Gert Sautermeister, Gottfried Keller: ›Der grüne Heinrich‹, in: Romane des 19. Jahrhunderts, Stuttgart 1992 (= Universal-Bibliothek 8418. Interpretationen), S. 280–320, hier: S. 311.

Gesellschaft [...] ein Austausch von Natur- und Kulturerzeugnissen, Produkten und Geld [tritt], dessen Ursprung und Basis die Erde ist«. ²⁶ Solchen Wunschträumen (im wahrsten Sinne des Wortes) stellt Keller in anderen Textpartien schon die in hohem Maße entfremdeten Arbeitsverhältnisse der Fabrik gegenüber. An Habersaats Kunst-Manufaktur und an dem Unternehmen des reichen Tuchfabrikanten (vgl. 11, S. 307) zeigt sich, unter anderem im Skandalon der rücksichtslosen Ausbeutung von Kinderarbeit, dass die bürgerliche Ökonomie gerade in ihren fortschrittlichsten Formen weit davon entfernt ist, autonome Persönlichkeiten heranzubilden, und den Menschen stattdessen zum bloßen Rädchen im Getriebe der Produktion degradiert.

Auf der anderen Seite gibt es freilich *einen* Bezirk in der fiktiven Romanwelt, der den sonst allgegenwärtigen Zwängen der Ökonomie völlig entzogen zu sein scheint: Den Bewohnern des gräflichen Schlosses, auf dem Heinrich monatelang zu Gast ist, sind materielle Nöte und Forderungen unbekannt. In dieser Sphäre gelten deshalb auch die Regeln des kapitalistischen Kunstmarktes nicht, und mit ihnen hebt sich wiederum die Entfremdung des Künstlers von seinen in Waren verwandelten Schöpfungen auf. Eben weil er als dilettierender Liebhaber »kein Kunstschmecker und Kenner von Profession« ist (12, S. 405), würdigt der Graf Heinrichs Werke als Ausdruck einer individuellen Persönlichkeit und ihres eigentümlichen Weltverhältnisses und räumt dem Künstler das Recht ein, den dafür zu zahlenden Preis nach billigem Ermessen selbst festzusetzen (vgl. S. 390f.) – der Inbegriff einer utopischen »gerechten« Ökonomie, die sich allerdings nur da entfalten kann, wo allem Anschein nach schier unerschöpfliche Mittel zur Verfügung stehen. Bei einem letzten Aufenthalt in der Hauptstadt gelingt überdies der Verkauf der beiden Gemälde, mit denen Heinrich seine Laufbahn als Maler beschließt. Zu verdanken ist dieser versöhnliche Ausklang aber wieder dem heimlichen Eingreifen des adligen Herrn, der buchstäblich einen fingierten Markt schafft, indem er die Werke seines Schützlings »unter fremdem Namen« selbst kauft (S. 446). So wird Heinrich ohne sein Wissen vor den unbarmherzigen Prinzipien des kommerziellen Kunstbetriebs geschützt: Er hat sich am Ende nicht etwa auf dem Markt durchgesetzt, sondern ist ihm dank einer glück-

26 Kaiser, Gottfried Keller (Anm. 2), S. 226f.

lichen Fügung *entkommen*. Überhaupt sieht sich der Held des Romans, solange er in der Nähe des Grafen weilt, aus der rauen bürgerlichen Wirklichkeit in eine Märchenwelt versetzt, die keinen sozialen oder ökonomischen Druck kennt.²⁷ Einzig in dieser Welt ist auch eine Idealgestalt wie Dortchen Schönfund denkbar, in der Sittlichkeit, Schönheit und Klugheit auf scheinbar natürliche Weise miteinander verschmelzen. Zu einer weiteren Disziplinierung des Protagonisten auf dem Gebiet des ökonomischen Denkens und Handelns kann der Aufenthalt auf dem Grafenschloss aus naheliegenden Gründen nichts beitragen.

V

Die Skepsis gegenüber dem Gedanken einer ökonomisch vermittelten Harmonie von bürgerlichem Individuum und Gesellschaft, die in Kellers erstem Roman nur in bestimmten Partien hervortritt, verstärkt sich in den späteren Werken des Dichters, der seit den sechziger Jahren die Entwicklung der Eidgenossenschaft im Zeichen von Kapitalismus und Industrialisierung immer pessimistischer beurteilte. Nur am Rande sei wenigstens auf *eine* symptomatische Veränderung in der Zweitfassung des ›Grünen Heinrich‹ von 1879/80 hingewiesen. In der Brückenepisode der Heimatträume ist das Geld nun nicht mehr, wie noch ein Vierteljahrhundert zuvor, ein gemeinschaftsstiftendes und belebendes Prinzip, gleichsam das Blut des Gesellschaftskörpers; es entfesselt vielmehr eine bedrohliche Dynamik, deren buchstäblich entdifferenzierende Wirkung alle gesellschaftlichen Ordnungsstrukturen auflöst. Der »Goldregen«, den Heinrich ringsum niedergehen lässt, lockt »ein ungeheures Gesindel von Goldhungrigen« an:

Alte und Junge, Weiber und Männer, purzelten übereinander, das Gold zu raffen. Diebe, die von Wächtern transportiert wurden, stürz-

27 Das zeigt besonders anschaulich die Episode mit dem Schatzbecher, den Heinrich von dem verstorbenen Trödler erbt. Dieser unverhoffte Glücksfall und der waghalsige Transport des Bechers, der gerade wegen der weltfremden Arglosigkeit des neuen Besitzers ohne Schaden abläuft (vgl. 12, S. 449 f.), deuten auf die allumfassende, märchenhafte Harmonie, in der Heinrich unter der Obhut des Grafen geborgen ist. Nur dieser Kunstgriff ermöglicht es Keller, seinen Protagonisten doch noch als wohlhabenden Mann in die Heimat zurückkehren zu lassen.

ten sich samt diesen in den Haufen; Bäckerlehrlinge warfen ihr Brot in das Wasser und füllten ihre Körbe mit Gold; Priester, die zur Kirche gingen, um zu predigen, schürzten ihre Talare [...] und schöpften Gold hinein; Magistratspersonen, die vom Rathause kamen, schlichen herbei und schoben verschämt ein paar zur Seite rollende Stücklein in die Tasche; selbst aus einem an die Wand gemalten Gerichte liefen die toten Richter vom Tische, ließen den Angeklagten stehen und stiegen herunter, um hinter mir her zu streichen, und schließlich kam der gemalte Verbrecher auch noch gesprungen, um nach Gold zu schreien. (3, S. 117 f.)

Die liberale Hoffnung, dass die zielstrebige Verfolgung individueller wirtschaftlicher Interessen am Ende auch das Wohl der Gesamtheit befördern werde, ist einem »Alptraum des Egoismus« gewichen.²⁸

Detaillierter soll der Wandel im fiktional gestalteten Beziehungsgefüge von Individuum, Gesellschaft und Ökonomie am Beispiel von ›Martin Salander‹ (1886) aufgezeigt werden, denn was der Autor im ›Grünen Heinrich‹ lediglich in einigen Reflexionen des Erzählers skizzenhaft umreißt, führt er in seinem letzten Erzählwerk anhand fiktiver Figuren und ihrer Schicksale breit aus. Der Titelheld des späteren Romans vertritt allerdings noch voller Überzeugung die traditionellen liberalen Wertvorstellungen vom Beruf als einer nützlichen Betätigung, die dem Einzelnen wie der Gesellschaft zu dienen hat, und von der harmonischen Integration des Individuums in die soziale Ordnung auf der Grundlage von Vernunft, Disziplin und bürgerlichem Verantwortungsgefühl. Aber Martin Salander gehört schon der älteren Generation an und wirkt in der neuen Zeit, die in Münsterburg eingezogen ist, oftmals fehl am Platze und in seinem naiven Idealismus mitunter geradezu lächerlich. Die Schwierigkeiten bei der Orientierung in einer tiefgreifend veränderten Lebenswelt werden als ein Leitmotiv des Werkes gleich zu Beginn eingeführt, wenn der nach mehrjähriger Abwesenheit zurückkehrende Kaufmann sich kaum noch in der durch rege Bautätigkeit umgestalteten Heimatstadt zurechtfindet (vgl. 8,

28 Kai Kauffmann, Phantastische Austauschprozesse. Zu Goethes ›Märchen‹ und den Heimatsträumen in Kellers ›Grünem Heinrich‹, in: Tauschprozesse. Kulturwissenschaftliche Verhandlungen des Ökonomischen, hrsg. von Georg Mein und Franziska Schößler, Bielefeld 2005, S. 203–226, hier: S. 220.

S. 5 f.).²⁹ Und gleich zweimal büßt Salander sein Vermögen ein, weil er der verwirrenden Komplexität der ökonomischen Verflechtungen und Finanzoperationen nicht mehr gewachsen ist.³⁰

›Martin Salander‹ entwirft eine Lebenswirklichkeit, in der die ›Abstraktion‹ der wirtschaftlichen und gesellschaftlichen Verhältnisse einen Höhepunkt erreicht hat. Ein – zeittypisches – Sinnbild findet sie in der Börse, die die Abkoppelung des Gewinns von Fleiß und Leistung besonders drastisch vor Augen stellt: Das »Börsenspiel« (8, S. 270 und 301) ist allein Sache des Glücks und des Zufalls; es bietet die Aussicht auf schnellen Reichtum ohne Mühe und steht damit in scharfem Kontrast zu der ehrlichen, nützlichen Berufsarbeit, die der ›Grüne Heinrich‹ als Weg zur individuellen Selbstverwirklichung preist. In Münsterburg sind mit der Durchsetzung des kapitalistischen Wirtschaftens, der Herausbildung eines ausgebreiteten Finanzwesens, dem zunehmenden Wohlstand und der wachsenden gesellschaftlichen Dynamik Wertmaßstäbe wie Vermögen und Profit, Ansehen und Karriere zur Herrschaft gelangt – der von Keller ursprünglich für den Roman vorgesehene Titel »Excelsior« sollte spöttisch-ironisch auf diesen allgemeinen Drang ›nach oben‹ verweisen. Zugleich hebt die Unüberschaubarkeit sämtlicher Zustände und Beziehungen das Prinzip der persönlichen Verantwortung auf und zersetzt damit die Moral und alle verlässlichen gesellschaftlichen und privaten Bande. So ist aus der harmonischen Gemeinschaft freier und solidarischer Staatsbürger, wie sie dem Liberalen Keller früher vorschwebte, eine gesellschaftliche (Un-)Ordnung geworden, in der der blanke Eigennutz regiert. Die groteske Parade straffällig gewordener Amtsträger fasst diese Auflösungserscheinungen in ein eindrucksvolles Bild (vgl. S. 269–271).

29 Gottfried Keller, *Sämtliche Werke* (Anm. 1), Bd. 8: *Martin Salander*, hrsg. von Thomas Binder, Karl Grob, Peter Stocker und Walter Morgenthaler, 2004.

30 Übrigens folgt ›Martin Salander‹ nicht dem Schema des Entwicklungsromans, da der bereits in vorgerückten Jahren stehende Protagonist im Verlauf der Handlung keinen erkennbaren Wandel durchmacht; er dient vorrangig als Medium einer kritischen Perspektivierung der Realität von Münsterburg. Die Frage, inwieweit der auf *eine* Hauptfigur ausgerichtete Individualroman überhaupt noch geeignet ist, eine hochdifferenzierte moderne Gesellschaft und Ökonomie zu gestalten, wäre gerade mit Blick auf diesen Text eingehender zu diskutieren, was im Rahmen des vorliegenden Aufsatzes jedoch nicht geschehen kann.

Der Roman gibt ebensowenig wie der ›Grüne Heinrich‹ eine umfassende Darstellung von dem Aufbau und der Funktionsweise sozial-ökonomischer Strukturen. Beispielsweise wird die Industrialisierung, die den Kanton Zürich, das Vorbild des fiktiven Münsterburg, damals bereits in hohem Maße prägte und das eigentliche Fundament seines wirtschaftlichen Aufschwungs bildete, nicht thematisiert. Nach wie vor gilt Kellers Interesse in erster Linie den Konsequenzen solcher Strukturen für den psychischen Habitus der betroffenen Menschen und für die Qualität ihres Zusammenlebens. In der strikten Orientierung an Karriere und Erfolg in einer unsicheren, trügerischen Welt erkennt er nicht nur eine Gefahr für den Zusammenhalt des politisch-sozialen Gefüges im Großen, sondern auch den Untergang seines Ideals vom bürgerlichen Individuum, das sich nach erfolgreicher Sozialisation als gereifte, gefestigte Persönlichkeit zum allgemeinen Besten in die Gesellschaft einfügt. Von einer heilsamen Disziplinierung durch ökonomische Zwänge kann in Münsterburg keine Rede mehr sein, da die Existenz im Dschungel³¹ einer verworrenen, von undurchdringlichen Verflechtungen und fehlender Verantwortlichkeit bestimmten Lebenswelt ganz andere Qualitäten verlangt als Fleiß, Redlichkeit und verinnerlichtes Pflichtgefühl.

›Martin Salander‹ präsentiert mehrere Figuren, die jenen neuen Menschenschlag verkörpern, dessen unaufhaltsames Heraufkommen der Erzähler im ›Grünen Heinrich‹ angedeutet hat. Als eine Art Glaubensbekenntnis dient diesen Romangestalten die pseudo-darwinistische Formel vom »Kampf ums Dasein«, die von Louis Wohlwend ebenso zu hören ist wie von dem Pfarrer bei der unseligen Doppelhochzeit und von Julian Weidelich (8, S. 64, 173 und 303). Wohlwend und die Weidelich-Zwillinge verfolgen rücksichtslos ihre egoistischen Interessen, wobei sie nicht auf anständige Arbeit setzen, sondern auf die von den herrschenden Verhältnissen gebotenen Möglichkeiten, durch falschen Schein und betrügerische Manöver ihren Weg zu machen. *Unproduktiv* sind sie alle; ihre Aktivitäten auf dem Feld der Ökonomie beschränken sich auf Unterschlagung, Veruntreuung und andere Finanzmanipulationen. Um Betrug im gewöhnlichen Sinne, der ja ein Bewusstsein

31 Schon im ›Grünen Heinrich‹ wird die ausdifferenzierte bürgerliche Gesellschaft als »civilisierte Wildniß« bezeichnet (12, S. 283).

der Diskrepanz von Recht und Unrecht, von Ehrlichkeit und Gaunerei voraussetzt, handelt es sich dabei allerdings nicht, weil solche Unterschiede in Münsterburg bis zur Unkenntlichkeit verwischt sind. Wer nur den unerbittlichen Gesetzen zu gehorchen glaubt, die der »Kampf ums Dasein« vorschreibt, kennt keine Gewissensbisse, und so zeigen Isidor und Julian nach ihrer Festnahme »[k]eine Spur von Scham oder Reu'« (8, S. 310), während Wohlwend auf Vorwürfe entweder mit aufrichtiger Entrüstung (vgl. S. 51) oder ebenso aufrichtigem Unverständnis (vgl. S. 65) reagiert.

Ihre bedingungslose Anpassung an die Erfordernisse des gesellschaftlichen und ökonomischen Aufstiegs führt überdies dazu, dass die betreffenden Protagonisten keine ausgeprägten individuellen Konturen aufweisen, also nicht als facettenreiche Charaktere erscheinen. Die Zwillinge, die »keine Seelen« haben (8, S. 217), werden als »bloße Schemen« bezeichnet (S. 225), und im Falle Wohlwends deutet schon der Name auf die Proteushaftigkeit seines Trägers, hinter der sich keine greifbare Substanz verbirgt. Die fehlende Individualität, die diese Personen schablonenhaft und zweidimensional wirken lässt, unterstreicht der Roman durch eine Reihe von Figurendoppelungen³² – die Zustände in Münsterburg erzeugen schematisierte, auswechselbare Menschentypen.

Eine förmliche Studie über die Herausbildung jenes neuen psychischen Habitus, den Keller mit satirischer Schärfe, aber auch mit spürbarem Entsetzen schildert, liefert ›Martin Salander‹ anhand der Erziehung und des Werdegangs der Zwillinge Isidor und Julian Weidelich. Deren Eltern tragen noch andere Züge, denn sie sind zwar bereits vom gesellschaftlichen Ehrgeiz gepackt – das »Recht [...], empor zu kommen«, beschwört Amalie Weidelich gleich bei ihrem ersten Auftritt (8, S. 9) –, verfolgen ihre Ambitionen jedoch durch redliche Arbeit und richten ihre Erwartungen zudem vorrangig auf die Laufbahn ihrer Kinder, denen die Früchte ihrer Mühen einst zugute kommen sollen: »alles, was wir aufbringen, opfern wir unsern zwei Söhnen und ihren künftigen Tagen« (S. 97). So verfügt der alte Jakob Weidelich denn auch

32 Vgl. dazu Eva Graef, Martin Salander. Politik und Poesie in Gottfried Kellers Gründerzeitroman, Würzburg 1992 (= Epistemata. Reihe Literaturwissenschaft 88), S. 62. Neben den Weidelich-Zwillingen und Salanders Töchtern Netti und Setti sind hier die Wohlwendschen Kinder sowie die missratenen Söhne des Großrates Kleinpeter zu nennen.

noch über jenes »eingewurzelte Pflichtgefühl« (S. 325), das den Zwillingen gänzlich abgeht. Verwunderlich ist dieser Mangel nicht, werden die beiden doch von früh an vom Arbeiten abgehalten (vgl. S. 10) und von ihrer Mutter beständig in der Auffassung bestärkt, sie seien zu Höherem geboren. Dieses ›Höhere‹ stellt sich aber allein in den Kategorien von Rang und Einkommen dar: »Wir können auch Professoren werden, wenn wir wollen, weil sie jetzt so hoch bezahlt werden, sagt die Mama« (S. 95 f.); »studierte Räte oder Fürspreche oder Pfarrherren« sind weitere Möglichkeiten, die Amalie für die Zukunft der Jungen in Betracht zieht (S. 99). Tatsächlich gedeihen die jungen Weidelichs rasch zu ebenso gewandten wie gesinnungslosen Strebern, deren Anpasstheit und innere Leere sich etwa in der Szene enthüllen, in der sie ihre künftige Parteizugehörigkeit auswürfeln (vgl. S. 134–136). Die fatale Dissoziation von innerem Wert und äußerem Erfolg, die im ›Grünen Heinrich‹ in erster Linie an der Warenwelt des kapitalistischen Marktes zu beobachten war, hat hier endgültig auf die *Menschen* übergegriffen.

An den Zwillingen demonstriert der Roman nach der zutreffenden Feststellung Rudolf von Passavants, »wie die Umwelt den Charakter des Kindes und des Jugendlichen prägt und die Persönlichkeit des Erwachsenen vorformt.«³³ Wenn Passavant jedoch behauptet, die Mutter versuche, ihre Kinder »ihrer realen gesellschaftlichen Situation zu entfremden«, oder wenn er von Amalies »Träumerei« und ihren »trügerischen Hoffnungen« spricht, so ist einzuwenden, dass in jener Gesellschaftsordnung, die ›Martin Salander‹ beschreibt, ein steiler Aufstieg durchaus kein bloßer Wunschtraum bleiben muss, sofern man nur die erforderlichen Qualifikationen besitzt, also äußerlich zu glänzen versteht und skrupellos alle sich bietenden Chancen nutzt – die aus kleinbürgerlichen Verhältnissen stammenden Weidelich-Söhne bringen es ja tatsächlich in jungen Jahren zu Notaren und Mitgliedern des Großrates von Münsterburg. Die kriminellen Machenschaften, über die sie am Ende stürzen, stellen dann freilich nur die konsequente Fortsetzung einer Karriere dar, die von Anfang an auf trügerischen Schein gebaut war, auch wenn sie sich zunächst noch im Rahmen der Legalität bewegte.

33 Rudolf von Passavant, *Zeitdarstellung und Zeitkritik in Gottfried Kellers ›Martin Salander‹*, Bern 1978 (= *Basler Studien zur Deutschen Sprache und Literatur* 55), S. 85 f. Die folgenden Zitate ebd., S. 86, 90 und 92.

Angesichts der entschiedenen Skepsis, von der Kellers Gesellschaftsbild in seinem zweiten und letzten Roman zeugt, verwundert es nicht, dass seine Versuche, auch positive Gegenkräfte einzuführen, recht gezwungen wirken. Beispielsweise bleibt unklar, wie sich der ehrenwerte Martin Salander in einer Lebenswelt, der sein persönlicher Habitus so wenig angepasst ist und mit der er daher unablässig in Konflikt gerät, am Ende doch als Kaufmann behaupten kann. Seine geschäftlichen Erfolge werden bezeichnenderweise nicht im Detail geschildert und oben-drein überwiegend in die exotische Ferne Südamerikas verlegt; Näheres über das ökonomische Handeln des Protagonisten erfährt man lediglich da, wo es ihn aufgrund seiner Anständigkeit und Vertrauensseligkeit ins Unglück führt. Nur als Verlegenheitslösung zu betrachten ist Salanders Versuch, die beunruhigende Dynamik der kapitalistischen Ökonomie gewissermaßen auf eigene Faust und für seine Person still zu stellen, indem er auf Anraten des Sohnes auf eine weitere Expansion seines Geschäfts verzichtet (vgl. 8, S. 339–343). Und die Idealgestalten des jungen Arnold Salander und seiner Freunde, die Keller am Schluss als tröstliche Zukunftshoffnung präsentiert, bleiben ohne jede Vermittlung mit den sozialen und wirtschaftlichen Zuständen in Münsterburg. Die hier als Lösung angebotene Besinnung auf moralische Tugenden entfaltet schon deshalb wenig Überzeugungskraft, weil sie nicht nachvollziehbar aus der zuvor breit ausgestalteten fundamentalen gesellschaftlichen Krise entwickelt wird.

VI

Kellers Romane reflektieren eine beunruhigende »Dialektik des Fortschritts«:³⁴ Gerade die stürmische Entwicklung der liberalen sozialökonomischen Ordnung, mit der die humanen Ideale des Dichters von Anfang an eng verbunden waren, setzte mit der Zeit eine unkontrollierbare gesellschaftliche und wirtschaftliche Dynamik frei, die jede Hoffnung auf eine Verwirklichung dieser Ideale illusorisch werden ließ. Die Einsicht in das Dilemma bewirkte im Laufe der Jahrzehnte eine merkliche Verdüsterung von Kellers Weltansicht und führte dazu, dass ihm manche seiner früheren Werke bereits aus verhältnismäßig ge-

34 Vgl. das so überschriebene Kapitel bei Graef, Martin Salander (Anm. 32), S. 76–87.

ringem Abstand anachronistisch erschienen. Die berühmte Erzählung ›Das Fähnlein der sieben Aufrechten‹ von 1860, die in humorvoller Form eidgenössische Bürgertugenden verherrlicht, beurteilte er beispielsweise achtzehn Jahre später als »ein antiquiertes Großvaterstück«, in weite Ferne gerückt durch das »soziale Mißbehagen« und die »endlose Hatz« der modernen kapitalistischen Welt.³⁵

Nicht von ungefähr ist der vorbildliche »Freisinn«³⁶ im ›Fähnlein der sieben Aufrechten‹ an die Gestalten selbstbewusster Handwerksmeister gebunden. Die innige Verflechtung von politischer Freiheit, liberaler Haltung und wirtschaftlicher Unabhängigkeit lenkt den Blick zum Schluss wieder auf die Rolle, die Keller in seinen Arbeiten, besonders in den Romanen, der ökonomischen Sphäre zuschrieb. Auch sie erlebte mit den Jahren einen grundlegenden Wandel: Konzipierte der Autor die Ökonomie zunächst – wenngleich, wie die Untersuchung gezeigt hat, nicht ohne skeptische Brechungen – als eine wichtige Prägekraft jenes psychischen Habitus, der die stabile Identität des bürgerlichen Individuums begründet, so stellte er später dar, wie der Einfluss hochkomplexer ökonomischer Strukturen und Prozesse die Konturen dieses Individuums zunehmend auflöst. Für die Konstellationen von Individuum, Gesellschaft und bürgerlich-kapitalistischer Ökonomie, die in fiktionalen Erzähltexten durchgespielt werden können, sind damit zwei extreme Ausprägungen benannt. Sie stecken ein Feld ab, das weit über das Werk Gottfried Kellers hinaus die Aufmerksamkeit der Literaturwissenschaft verdient.

35 Gottfried Keller an Theodor Storm, 25. Juni 1878, in: G.K., *Gesammelte Briefe*, hrsg. von Carl Helbling, Bd. 3/1, Bern 1952, S. 420.

36 Ebd.